

THEOLOGISCH- PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

Auferstehung



Hans Kessler · Wie Auferstehung denken?

Thomas Söding · Vom Tod zum Leben

Oliver Dyma · Von Gottes Hand abgeschnitten?

Monika Pretenthaler · Befreit und aufgerichtet leben

Erich Garhammer · „Mehr erwarten Sie nicht
nach dem Tod?“

Andreas Peterl · Auf der Suche nach Transzendenz



Helena Stockinger · Konturen einer verletzlichkeits-
sensiblen Religionspädagogik



Literatur:

Carol Bakhos / Gerhard Langer (Hg.), Das jüdische Mittelalter (Isaac Kalimi)

Franz Gmainer-Pranzl / Martin Jäggle / Anna Wall-Strasser (Hg.):
Katholische Kirche und Sozialdemokratie in Österreich (Doris Kastner)

Aktuelle Fragen, Bibelwissenschaft, Ethik, Festschrift,
Liturgiewissenschaft, Moralthologie, Religionspädagogik,
Sakramententheologie, Sozialethik, Spiritualität, Theologie,
Theologische Autoren

2

2022

170. Jahrgang



VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET

Schwerpunktthema: Auferstehung

Ines Weber: Editorial	113
Hans Kessler: Wie Auferstehung denken?	115
Thomas Söding: Vom Tod zum Leben. Die Frauen der Osterevangelien – ein Vergleich, ein Versprechen, eine Verpflichtung	129
Oliver Dyma: Von Gottes Hand abgeschnitten? Zwischen Schattendasein und Auferstehungshoffnung	137
Monika Pretenthaler: Befreit und aufgerichtet leben. Tod und Auferstehung Jesu als Thema des Religionsunterrichts	145
Erich Garhammer: „Mehr erwarten Sie nicht nach dem Tod?“ Auferstehung literarisch	155
Andreas Peterl: Auf der Suche nach Transzendenz. Musik zu Passion und Auferstehung und ihre Rolle außerhalb der Liturgie	166
Abhandlungen:	
Helena Stockinger: Konturen einer verletzlichkeits-sensiblen Religionspädagogik	174
ThPQ – nachgelesen:	
Isaac Kalimi: Frauenfiguren der Hebräischen Bibel im jüdischen Mittelalter. Anmerkungen zu deren Rezeptionsgeschichte	183
Literatur:	
Das aktuelle theologische Buch	
Doris Kastner: Gmainer-Pranzl, Franz / Jäggle, Martin / Wall-Strasser, Anna (Hg.): Katholische Kirche und Sozialdemokratie in Österreich. Ein (selbst-) kritischer Blick auf Geschichte und Gegenwart	189
Besprechungen: Aktuelle Fragen (193), Bibelwissenschaft (195), Ethik (198), Festschrift (200), Liturgiewissenschaft (201), Moral- theologie (204), Religionspädagogik (205), Sakramenttheologie (207), Sozialethik (209), Spiritualität (210), Theologie (214), Theologische Autoren (221)	
Eingesandte Schriften	223
Impressum	224

Redaktion: A 4020 Linz, Bethlehemstraße 20, Tel. 0732/78 42 93-4142, Fax: -4155
E-Mail: thpq@ku-linz.at Internet: <http://www.thpq.at>

Anschriften der Univ.-Prof. Dr. Oliver Dyma, Johannisstraße 8–10, D 48143 Münster
Mitarbeiter: em. Univ.-Prof. Dr. Erich Garhammer, Mettebergasse 2, D 93047 Regensburg
Univ.-Prof. Dr. Isaac Kalimi, Saarstraße 21, Forum 4, D 55128 Mainz
Mag.^a Doris Kastner, Bethlehemstraße 20, A 4020 Linz
em. Univ.-Prof. Dr. Hans Kessler, Am Riegelbrink 3, D 33824 Werther
MMag. Andreas Peterl, Kapuzinerstraße 84, A 4020 Linz
Mag.^a Dr.ⁱⁿ Monika Pretenthaler, Heinrichstraße 78 B/II, A 8010 Graz
Univ.-Prof. Dr. Thomas Söding, Universitätsstraße 150, D 44780 Bochum
Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Helena Stockinger, Bethlehemstraße 20, A 4020 Linz

Die Theologisch-praktische Quartalschrift wurde 1848 begründet (als Neubelebung der zwischen 1802 und 1821 erscheinenden „Theologisch-praktischen Monatschrift“). Sie erscheint jährlich in den Monaten Jänner, April, Juli und Oktober. Sie verwendet die Abkürzungen des Lexikons für Theologie und Kirche ³1993. Die Mitarbeiter werden gebeten, das zu beachten. Manuskripte, Rezensionsschriften, Tauschexemplare und Geschäftspost sind zu richten an die Redaktion: Theologisch-praktische Quartalschrift, A 4020 Linz, Bethlehemstraße 20. Es werden nur Originalmanuskripte veröffentlicht. **Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht retourniert.** Gefördert durch die oberösterreichische Landesregierung und die Diözese Linz.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Manchmal feiern wir mitten im Tag
ein Fest der Auferstehung.
Stunden werden eingeschmolzen
und ein Glück ist da.

Manchmal feiern wir mitten im Wort
ein Fest der Auferstehung.
Sätze werden aufgebrochen
und ein Lied ist da.

Manchmal feiern wir mitten im Streit
ein Fest der Auferstehung.
Waffen werden umgeschmiedet
und ein Friede ist da.

Manchmal feiern wir mitten im Tun
ein Fest der Auferstehung.
Sperrn werden übersprungen
und ein Geist ist da.

Das bekannte Kirchenlied (GL 472) bringt auf den Punkt, was Auferstehung auch meint: aufstehen, sich erheben, alte Wege verlassen und neue gehen, widerständig sein, Grenzen sprengen, sich und andere neu ausrichten. Damit ist Auferstehung kein einmaliger Akt, der sich nicht allein auf das Ende der Zeiten oder nur auf eine leibliche Auferstehung nach dem Tod bezieht. Auferstehung geschieht jeden Tag, mitten im Leben, überall dort, wo Menschen ihren Blickwinkel verändern, ihr Verhalten umsteuern, ihre Haltung neu ausrichten, wo sie geheilt und befreit zu neuem Leben aufbrechen. Jesu Sieg über den Tod bleibt so ein sich je neu ereignender Akt liebender, Verwandlung ermöglichender Zuwendung.

Es ist dieser Motivkreis, den unsere Autorinnen und Autoren aus ihrer jeweiligen Fachperspektive in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen rücken. So beleuchten

die ersten drei Beiträge vor allem biblische Befunde. Den Auftakt macht der Würzburger Fundamentaltheologe und Dogmatiker *Hans Kessler*. Anhand der neutestamentlichen Texte – was dort berichtet, erzählt, inszeniert wird – verdeutlicht er, wie Menschen sich trotz oder gerade wegen Jesu Tod bei aller Hoffnungslosigkeit von Gott im Innersten ergreifen, berühren und verwandeln ließen, welch radikalen Bruch sie vollzogen haben und wie total sie umkehrten, um Jesus nachzufolgen und ihn zu verkünden. Dass ein solch vollständiger Wandel durchaus mit Schweigen beginnen kann und das Erzählen von der Frohbotschaft begründet verzögert geschah, zeigt der Bochumer Neutestamentler *Thomas Söding*. Er rückt die Frauen als erste Zeuginnen der Auferstehung in den Mittelpunkt, womit er eine neue Perspektive der Interpretation der Auferstehungserfahrung eröffnet. Wie groß die Sehnsucht der Menschen nach Errettung – vor allem aus dem Tod – schon in alttestamentlicher Zeit war, verdeutlicht der Münsteraner Alttestamentler *Oliver Dyma*. Bestand ursprünglich die Vorstellung, JHWH hätte keinen Zugriff auf das Reich der Toten, so stellte sich nach und nach die Erfahrung Seines rettenden und erlösenden Eingreifens ein, womit Entwicklungslinien der Entstehung einer Auferstehungshoffnung skizziert werden.

Die drei folgenden Beiträge wollen das Schwerpunktthema unseres Hefes im Heute in den Blick nehmen. Dass der Religionsunterricht in der Oberstufe nicht allein bei der Darstellung des Auferstehungsgedankens stehen bleiben muss, führt die Grazer Religionspädagogin *Monika Pretenthaler* eindrucksvoll vor Augen. Weil das Thema Auferstehung im Un-

terricht zum Umdenken, zum Neudenken provoziert, weil es aufrüttelt und durcheinanderbringt, kann es für Schüler:innen zum Anstoß eines neuen Lebens, zu einem Auferstehungsereignis werden. Wie solche Erfahrungen im Alltag konkret geschehen, wie einzelne Menschen dadurch angestoßen sowohl körperliche als auch seelische Veränderung erfahren oder ein ganz neues Verhalten entwickeln, beschreibt der Würzburger Pastoraltheologe *Erich Garhammer*. Indem er der literarischen Verarbeitung des Themas nachgeht, fördert er eindruckliche Zeugnisse sehr persönlicher Auferstehungserlebnisse zu Tage, die unter die Haut gehen. Daran anschließend erläutert der Linzer Diözesan-Kirchenmusikreferent und Lehrer am Konservatorium für Kirchenmusik *Andreas Peterl*, wie existenzielle Fragen des Menschseins in der Musik verarbeitet werden. Überrascht aufhorchen lässt die Feststellung, zu welchen Jahreszeiten und in welchen Kontexten das Motiv der Auferstehung besser nicht mehr aufgegriffen beziehungsweise in welche Zeiten des Jahres es verschoben wird.

Unser Heft beschließt die Linzer Religionspädagogin *Helena Stockinger* mit

Überlegungen zu Konturen einer verletzlichkeits-sensiblen Religionspädagogik. Sie erweitert religiöse Bildung um diese in ihren Augen wichtige Dimension für die heutige Zeit.

Geschätzte Leserinnen und Leser!

„... mitten im Tag ein Fest der Auferstehung ...“ – dass sich ein solches ereignet, ist nicht primär Verdienst des einzelnen Menschen. Vielmehr ist es Gnadengeschenk Gottes, das unverdient zuteilwird. Wenn es sich jedoch ereignet, wenn aus Finsternis Licht, aus Tod Leben, aus Verzweiflung Hoffnung, aus Streit Frieden, aus Erstarrung Handeln, aus Sprachlosigkeit Rede, aus Enttäuschung Freude, aus Gefangenschaft Freiheit wird, kann es zutiefst lebensverändernd, heilend, erlösend sein, dazu ermutigen, diese Frohbotschaft zu leben, von ihr zu erzählen und sie damit weiterzugeben.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine befreiende Lektüre.

Ihre
Ines Weber
(Chefredakteurin)

Einem Teil dieser Ausgabe liegen Prospekte des Verlags Friedrich Pustet bei. Um geneigte Beachtung wird gebeten.

Redaktion:

Chefredakteur: Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ theol. Ines Weber; *Redaktionsleiter:* Mag. theol. Bernhard Kagerer; *Redakteure/-innen:* Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ theol. Klara-Antonia Csiszar; Univ.-Prof. Dr. theol. Franz Gruber; em. Univ.-Prof. Dr. theol. Franz Hubmann; Univ.-Prof. Dr. theol. Christian Spieß.

Thomas Söding

Vom Tod zum Leben

Die Frauen der Osterevangelien –
ein Vergleich, ein Versprechen, eine Verpflichtung

◆ Lange Zeit ist im Hintergrund geblieben, dass die Frauen um Jesus in der Verkündigung der Auferstehungsbotschaft eine wichtige Rolle spielen. Vielfach traute man ihnen keine Zeugenfunktion zu. Dazu sind auch die Berichte in den Evangelien unterschiedlich und teilweise widersprüchlich. In einem sorgfältigen Vergleich der Texte legt nun der bekannte Professor für Neues Testament dar, wie sich die anfängliche Sprachlosigkeit der Frauen angesichts des leeren Grabes und das Nicht-Begreifen der Botschaft des Engels bei Markus in weiterer Folge bei Matthäus und Lukas in ein aktives Verkündigen des Unglaublichen entwickelt. Am deutlichsten ist Johannes; bei ihm ist Maria von Magdala im Zentrum. Ihre Begegnung mit Jesus wird zum eindrucklichsten Zeugnis des Ostergeheimnisses. (Redaktion)

Schon in der Alten Kirche konnten sich die Gebildeten unter den Verächtern des Christentums nicht genug das Maul darüber zerreißen, dass ausgerechnet Frauen – und dann auch noch vom Lande – die Schlüsselgestalten des christlichen Glaubens seien: weil sie als erste die Osterbotschaft wahrgenommen und weitergegeben haben. Die historisch-kritische Exegese hat es lange Zeit nicht viel besser gemacht und die Frauensituationen mit dem leeren Grab ins Reich der Legende verwiesen, während die Männertraditionen der Erscheinungsgeschichten ein sehr viel besseres Image hatten (und haben).

Das Neue Testament stellt sich auf die Seite der Frauen, die schon lange Jesus nachgefolgt waren, auch wenn von ihnen nur selten die Rede ist (Lk 8,1–3). Aber während die männlichen Jünger bei der Verhaftung Jesu ihr Heil in der Flucht gesucht haben (Mk 14,43–52 parr.), harren die Frauen auf Golgotha aus – in sicherer Entfernung, aber so, dass sie alles beobachten konnten (Mk 15,40–41 parr.). Weil sie

nicht weggehen, sondern bleiben, wissen sie, wo Jesus begraben wird (Mk 15,42–47 parr.). Deshalb wissen sie auch, wohin sie am Sonntagmorgen, nach der Sabbatruhe, gehen müssen, um dem geliebten Verstorbenen nahe zu sein (Mk 16,1–8 parr.). Die Rolle der Sorge, der Anteilnahme und der Trauer, die von den Frauen übernommen wird, ist traditionell – aber die Ausführung ist revolutionär. Das volle Grab ist leer – und das leere Grab ist voll: mit der Auferstehungsbotschaft.

Die Reaktionen der Frauen, die in den Evangelien charakterisiert werden, stimmen stark überein, weichen aber auch stark voneinander ab. Immer geht es um das volle und das leere Grab, immer um die Erschütterung angesichts der Leere, die Fülle bedeuten soll, immer um die Auferstehung des Gekreuzigten und die Zukunft der Mission. Immer ist Maria Magdalena dabei, und nie ist sie allein. Aber die Motivationen, die Hoffnungen und Ängste der Frauen werden unterschiedlich dargestellt, ebenso die Reaktionen auf sie. Im Gegen-

satz zum Üblichen und Erwartbaren zeigt sich beim Vergleich: Je jünger das Evangelium ist, desto stärker wird die Rolle der Frauen betont. Die Veränderung erklärt sich nicht durch eine Tendenz zur Ausschmückung, sondern durch die Auffüllung erzählerischer Lücken und die Aufnahme alternativer Traditionen. Die Überlieferung ist ein starkes Zeichen für die Lebendigkeit des Osterglaubens, die Durchbrechung von Rollenklischees und die Wirkung Jesu über seinen Tod hinaus, mitten in die Zukunft der Kirche hinein.

1 Beredtes Schweigen – Das Markusevangelium

Das älteste Evangelium hat den kürzesten Schluss (Mk 16,1–8). Der ursprüngliche Text – Mk 16,9–20 ist ein sekundärer Nachtrag – erzählt nicht von einer Erscheinung des Auferweckten. Sie wird nur angekündigt: den Frauen aus Galiläa, die das Grab leer vorgefunden haben (Mk 16,6–7). Umso wichtiger ist Ostern als Stunde der Frauen. Freilich irritiert der Evangelist mit dem Ende der Geschichte: dass die Frauen vom Grab flohen und niemandem sagten, was sie gesehen und gehört hatten, weil sie sich fürchteten (Mk 16,8).

Die Erklärungen für das Schweigen waren und sind schnell bei der Hand: Die Frauen seien schlicht überfordert gewesen; sie hätten sich nicht getraut, für die Auferstehung einzutreten; ihnen hätte die Glaubensstärke gefehlt, derer es bedurft hätte, um klar und entschieden die Stimme zu erheben. Manchmal wird ihr Schweigen mit dem Versagen der Jünger verglichen, das im gesamten Markusevangelium sehr stark betont wird.

Aber diese Deutungen sind auf dem Holzweg. Das Schweigen der Frauen ist beredt. Es bringt präzise zum Ausdruck, wie

überwältigend die Osterbotschaft ist, auf die sich niemand schnell einen Reim machen kann, auch wenn sie mit Engelszungen verkündet wird. Das Schweigen schafft Raum: fürs Beten und Denken. Die Flucht schafft Raum: fürs Verstehen und Verkünden, das nicht mehr erzählt wird, aber stattgefunden haben muss: sonst wäre das Evangelium nicht geschrieben worden. Markus schafft mit dem offenen Schluss seines Evangeliums Raum: für ein Lesen, das zum Verstehen führt (Mk 13,14), und ein Zeugnis, das die Botschaft an die Frauen bestätigt. Der Weg des Glaubens führt an die Anfänge Jesu in Galiläa zurück und von dort in alle Welt, die Gottes Nähe eröffnet (Mk 1,14–15).

Diese Öffnung haben die Frauen lange vorbereitet. Sie sind bereits in Galiläa Jesus nachgefolgt (Mk 14,50–51), klärt der Evangelist auf, auch wenn er offenbar keine Einzeltradition vor Augen hatte, die dieses Engagement hätte konkretisieren können. Aber wenn sie im leeren Grab hören, dass Jesus den Zwölfen nach Galiläa vorangehen wird, wo sie ihn sehen werden (Mk 16,7), wissen sie, wohin die Reise geht: dorthin, woher sie kommen und aufgebrochen sind, um Jesus bis nach Jerusalem zu folgen. Die Frauen aus Galiläa sind die lebendige Brücke des Osterglaubens, der Jesu ureigene Verkündigung aufnimmt, und die berufenen Zeuginnen der Weite, die das Evangelium nachösterlich gewinnen wird.

Ihre Kollegin ist die unbekannte Frau aus Bethanien, die Jesus mit kostbarstem Salböl übergossen hat (Mk 14,3–9). Sie wird wegen angeblicher Verschwendung kritisiert – aber Jesus verteidigt sie, weil sie eine Prophetin ist: Sie hat seinen Tod vorhergesehen; sie hat in ihm einen der Armen erkannt, denen jederzeit geholfen werden muss; sie hat in ihm aber auch den Christus erkannt, den Gesalbten Gottes, der sich von der Liebe der Menschen abhängig macht.

Die „Leichensalbfrauen“, wie Peter Handke sie voller Scheu genannt hat, wollen am Ostermorgen der Frau aus Bethanien zur Seite stehen, wenn sie in der Früh nach dem Sabbat Salben kaufen, um den Leichnam Jesu einzubalsamieren (Mk 16,1–2). Ihre Absicht ist kein Fehler, der sie als ungläubig erweisen würde. Sie ist vielmehr in der Jerusalemer Fremde ein letzter Dienst, den sie dem verstorbenen Galiläer erweisen wollen. Dass sich diese Aufgabe dann als nicht mehr nötig erweist, ist das größte Glück, das den Frauen widerfahren kann.

Auch die Frage, die Markus ihnen in den Mund legt: „Wer wird uns den Stein vom Eingang des Grabs wälzen?“ (Mk 16,3), zeugt nicht von mangelnder Planung, wie den Frauen in der Exegese oft unterstellt wird, sondern von einer Hoffnung wider alle Hoffnung: Gott muss und wird einen Weg öffnen, wo er Menschen versperrt bleibt. Das Fragewort: „Wer“ verweist indirekt auf den einzigen, der den Tod zu besiegen vermag, auch wenn dieser Sieg den Frauen noch nicht klargeworden ist.

Im Grab, das sie leer finden, weil der Stein tatsächlich schon weggerollt wurde, werden sie von einem Engel erwartet, der sie genau kennt und direkt anredet. Sie erschrecken, weil sie ahnen, es mit einem Gottesboten zu tun zu haben (16,5). Er weiß, dass sie auf der Suche sind: nach Jesus. „Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten.“ Der Engel lässt ihre gesamte Jesusgeschichte Revue passieren, von Nazareth bis Golgatha. Der Horror der Kreuzigung wird mitten im Osterevangelium wach. Doch er ist nicht das Ende vom Lied: „Er ist auferweckt worden; er ist nicht hier. Seht den Platz, wohin sie ihn gelegt haben“ (Mk 16,6). Wenn jemand diesen Platz kennt, dann die Frauen, die das Begräbnis beobachtet haben (Mk 15,42–47). Sie sehen die Leerstelle, weil sie wissen, dass das Grab voll gewesen ist. Sie können das Zei-

chen lesen, weil der Stein vor ihnen weggerollt und ihnen der Deutungsschlüssel in die Hand gelegt worden ist: mit der Auferstehungsbotschaft.

Ihre Mission beginnt damit erst: Sie sollen die – männlichen – Jünger mit Petrus an der Spitze an das erinnern (Mk 16,7), was Jesus selbst ihnen auf dem Weg vom Abendmahlssaal nach Gethsemane gesagt hat: dass sie zwar ihn im Stich lassen werden, dass er ihnen aber nach Galiläa vorausgehen wird, wohin sie ihm nachfolgen müssen, um ihn wieder sehen zu können (Mk 14,28).

Die Frauen wissen, dass sie im Grab nichts mehr verloren haben. Deshalb fliehen sie es. Sie wissen, dass die Auferstehung ein Geheimnis des Glaubens ist; deshalb bewahren sie es. Sie zittern, weil es sie gepackt hat; sie geraten in Ekstase (wie es auf Griechisch heißt), weil sie nicht fassen können, was mit Jesus geschehen ist: dass er lebt.

Die Frauen aus Galiläa haben eine entscheidende Rolle, auch jenseits des Textes. Sie sind Glaubensbotinnen geworden, weil sie nicht allen gleich alles gesagt haben, sondern zuerst für sich mit der erschütternden Nachricht fertigwerden mussten. Deshalb sind sie im Osterevangelium nicht die Dummen, die Gott sei Dank nicht so wichtig geworden sind, sondern die Klugen, ohne die nichts gut geworden wäre.

2 Doppelter Auftrag – Das Matthäusevangelium

Matthäus hat die markinische Erzählung vom Grabbesuch der galiläischen Frauen aufgenommen (Mt 28,1–8) und weiter erzählt (Mt 28,9–10). Ihre Rolle gewinnt an Kontur. Zwei starke Akzente hat der Evangelist gesetzt.

Zum einen: Matthäus erzählt nicht nur, dass die Frauen geschwiegen, sondern

auch, dass sie geredet haben. Es bleibt ihre „Furcht“, die Ehrfurcht ist, also Respekt vor Gott; aber Matthäus erzählt die Emotionsgeschichte über die Markuspointe hinaus so, dass auch die Osterfreude aufbricht: „Sie gingen schnell weg vom Grab, voll Furcht und großer Freude, es seinen Jüngern zu berichten“ (Mt 28,8). Die Frauen sind Glaubensbotinnen, zuerst konzentriert auf die – männlichen – Jünger, die Matthäus zwar nicht programmatisch, aber tendenziell mit den Zwölf identifiziert, den Stammvätern jenes Israel, das Jesus im Zeichen des Reiches Gottes neu sammeln will (Mt 10,1–4). Diese positive Wendung ist bei Matthäus vorbereitet. Die Frauen brauchen das Grab gar nicht zu betreten: Ein Engel des Herrn wälzt vor ihren Augen den Stein vom Grab und macht ihn zu seinem Lehrstuhl, um ihnen die Frohe Botschaft zu verkünden. Die Frauen sind bei Matthäus nicht gekommen, um den Leichnam zu salben; sie wollen einen Gang zum Grab machen, um dem Verstorbenen nahe zu sein. Desto eindrucksvoller ist für sie das Geschehen. Während die bewaffneten Soldaten umkippen, die das Grab auf Anweisung des Statthalters bewachen sollen, damit es nicht zu Leichenraub und falschen Gerüchten käme, halten die Frauen stand. Maria aus Magdala ist dort, mit einer „anderen Maria“: nicht der Mutter Jesu, sondern mit der Mutter der „Brüder“ Jesu, Jakobus und Josef.

Zum anderen begegnen beide, als sie sich auf den Weg zu den Jüngern machen, um ihnen die frohe Kunde zu bringen, dem Auferstandenen selbst (Mt 28,9–10). Die Geschichte kommt in einem bescheidenden Gewand daher; sie ist nicht ausgeschmückt, sondern hält fest, dass die beiden Frauen die Osterbotschaft nicht nur aus dem Munde eines Engels, sondern auch aus dem Munde Jesu selbst gehört haben. Die Frauen sind bei Matthäus die ersten Zeuginnen des Ostergeschehens, deutlich vor Petrus, der erst

später, im Kreis der übriggebliebenen Elf, Jesus sehen wird: auf einem Berg in Galiläa, der ihnen von den Frauen gemäß der Verheißung Jesu gewiesen worden ist (Mt 28,16–20). Sie erkennen den Auferstandenen sofort, fallen zu Boden und umfassen seine Füße – Zeichen seiner Verehrung als Gott, der in der Auferstehung Mensch bleibt und ihnen deshalb in leiblicher Gestalt erscheint. Die Grenzen der natürlichen Vorstellungskraft sind gesprengt – ganz bewusst, damit die definitive Grenzüberschreitung der Auferstehung vor Augen tritt. Jesus beauftragt die Frauen mit denselben Worten, die sie bereits vom Engel vor dem leeren Grab gehört haben (Mt 28,10). Sie tun, was ihnen aufgetragen ist – und stehen dadurch im krassen Widerspruch zu den Wächtern, die bestochen werden, damit sie erzählen, dass die Jünger nachts den Leichnam beiseitegeschafft hätten (28,11–15). Die Frauen bleiben bei der Wahrheit; sie bleiben bei Jesus – weil sie als erste zum Auferstehungsglauben gekommen sind.

3 Klare Botschaft – Das Lukasevangelium

Auch Lukas greift die Tradition vom österlichen Grabbesuch der galiläischen Frauen auf (Lk 24,1–12), auch er zeichnet das Bild der Frauen zwar nicht unkritisch, aber um einiges heller als Markus. Er sieht, ähnlich wie Markus, eine ganze Frauengruppe zusammen; bei ihm spielt auch die Absicht, den Leichnam zu salben, also Jesus nach seinem Tod, gut vorbereitet (Lk 23,56), noch etwas Gutes zu tun, eine Rolle. Lukas erzählt nicht von der Überlegung der Frauen: Sie sehen vielmehr, da sie sich dem Grab nähern, dass der Stein weggewälzt ist. Nichts läuft bei Lukas miraculös ab – alles bleibt im Raum des Unerklärlichen, im Geheimnis des Glaubens. Sie finden den

Leichnam nicht, werden aber von „zwei Männern in leuchtenden Gewändern“ gefunden: Engeln, die ihnen Ostern verkünden werden.

Zuerst aber werden sie gefragt: „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“ (Lk 24,5). Häufig wird die Frage als Tadel gedeutet. Aber das ist nicht richtig. Die Frauen machen nichts falsch, wenn sie am Ostermorgen zum Grab gehen. Sie wissen nur nicht, was ihrer wartet. Sie glauben noch nicht an seine Auferstehung, obgleich Jesus sie vorausgesagt hat (Lk 9,22.43–45; 18,31–34). Sie *suchen* Jesus, wie die Engel attestieren; die Erinnerung an ihn wollen sie pflegen, das lebendige Gedächtnis nicht verblassen lassen, ihrer Trauer einen Ausdruck geben. Damit sind sie allerdings der Zeit hinterher. Denn Jesus lebt – wie sie noch gar nicht wissen können. Er ist nicht an das Grab gefesselt. Der Stein, der weggewälzt ist, zeigt es an. Im Nachhinein können sie es erkennen.

Ähnlich wie bei Markus beweist nicht das leere Grab die Auferstehung, sondern erklärt die Auferstehung das leere Grab. Die Leerstelle verweist darauf zurück, dass Jesus wirklich tot und begraben worden ist, aber dass der Tod seiner nicht Herr werden konnte. Wie bei Markus ist in der Engelsbotschaft zunächst nicht von der Auferstehung, sondern von der Auferweckung die Rede: weil in Anbetracht des Grabes einerseits betont wird, dass Jesus wirklich und nicht nur scheinbar gestorben ist, und weil Gott der Lebendige ist (Lk 20,27–40), der Tote ins Leben ruft, wie Schlafende aufgeweckt werden (vgl. Lk 7,11–17; 8,40–56). Allerdings ist Jesus nicht einer wie viele, sondern der Eine für alle. Deshalb heißt er „der Lebende“, der von den Toten auferstanden ist (Lk 21,7). Die Frauen sollen ihrer Sehnsucht treu bleiben, sich Jesu zu erinnern, aber sich das ins Gedächtnis rufen, was er verkündet hat: seine Prophe-

tie der Auferstehung, die zu einer Neugeburt der Nachfolge werden wird. Die Engel erinnern an das, was Jesus in Galiläa „zu euch“ gesagt hat, also keineswegs nur zu den (männlichen) Jüngern, sondern auch zu ihnen, den Frauen, die ihrerseits mit auf Missionswanderschaft durch das Land gezogen (Lk 8,1–3) und auf diesem Weg mit nach Jerusalem gekommen sind. Sehr genau wird die Leidens- und Auferstehungsprophetie Jesu rekapituliert (Lk 24,7): im Vorgriff auf das, was Jesus selbst seinen Jüngern mit auf den Weg der Mission geben wird (Lk 24,26–27.44–46).

Tatsächlich zeichnet Lukas die Frauen aus Galiläa so, dass sie von Anfang bis Ende vorbildlich sind, auch in der Lösung ihrer Glaubensfragen. Sie reagieren mit angemessenem Erschrecken und mit demütigem Senken des Blickes auf die Erscheinung der Engelsingestalten (Lk 24,5), weil sie erkennen, es mit Gottesboten zu tun zu haben, mit denen sie nicht auf Augenhöhe kommunizieren können. Sie hören aufmerksam zu und *erinnern* sich tatsächlich dessen, was Jesus gesagt hat (Lk 24,8) – schneller, als es den Emmaus-Jüngern gelingen wird, die erst im Nachhinein feststellen, wie sehr ihnen das Herz gebrannt hat, als der unbekannte Weggenosse, Jesus, ihnen die Schrift erschlossen hat (Lk 24,32). Erinnerung ist Vergegenwärtigung: Bejahung aus Einsicht, Erkenntnis durch Erschließung, Verbreitung mit Glaubenssinn.

In dieser Linie handeln die Frauen weiter. Markus hatte von ihrem gläubigen Schweigen, Matthäus von ihrer Absicht geschrieben, den Jüngern die Auferstehung zu verkünden. Lukas geht einen Schritt weiter: „Und sie kehrten vom Grab zurück und berichteten alles den Elf und allen anderen“ (Lk 24,9), der ganzen Gemeinschaft (vgl. Apg 1,12–15), besonders den Aposteln (Lk 24,10). Allerdings haben sie keinen Erfolg: Den Aposteln „erschieden die-

se Worte wie Geschwätz, und sie glaubten ihnen nicht“ (Lk 24,11) – kein Problem der Frauen, sondern der Apostel, die von ihnen erst noch lernen müssen, dass und was sie zu verkünden haben. Petrus immerhin macht sich auf den Weg zum Grab; er sieht, als er es inspiziert, dass nur noch die Leinentücher dort sind (Lk 24,12), in die Joseph von Arimathäa den Leichnam Jesu gewickelt hatte (Lk 23,53). Allerdings kommt er, trotz der Osterbotschaft der Frauen, noch nicht zum Glauben, sondern wundert sich nur, weil er sich nicht erklären kann, was er sieht.

Lukas spielt in seiner Überlieferung mit Rollenklischees, um sie zu brechen. Die Apostel müssten die starken Glaubensboten sein; aber sie sind schwache Skeptiker, die nicht erkennen, was ihnen offenbart worden ist. Die Frauen werden notorisch unterschätzt, auch von den Aposteln; aber sie sind auf der richtigen Spur des Glaubens. Sie sind dorthin gegangen, wo es am meisten weh tut: zum Grab des lieben Verstorbenen. Sie haben sich überraschen lassen, ohne überwältigt worden zu sein: Sie sind frei zu sehen und zu hören – um das zu reden, was zählt. Sie haben den Lebenden bei den Toten gesucht, um ihm die letzte Ehre zu erweisen; und sie haben mitten unter den Toten, bei den Gräbern, den Lebendigen gefunden – in der Botschaft von ihm, die ins Leben führt.

Wie es weitergeht, erzählt Lukas nicht. Aber zu den 120, die er zu denen zählt,

die auf Pfingsten warten (Apg 1,15), gehören nicht nur Männer, sondern auch Frauen. Der Blick der öffentlichen Mission ist zwar in der Apostelgeschichte auf Männer gerichtet, weil dies den antiken Konventionen entspricht, während die häusliche Mission, die Attraktivität des gelebten Glaubens vor Ort, in der Darstellung eine untergeordnete Rolle spielt, wiewohl sie für die Ausbreitung des Christentums entscheidend gewesen ist. Hier haben Frauen die wichtigste Rolle gespielt: als Mütter, als Nachbarinnen, als Kolleginnen. Auch wenn er ihre Geschichten nicht erzählt, sondern nur andeutet: Lukas ist auf ihrer Seite – weil Jesus auf ihrer Seite ist.

4 Zarte Worte – Das Johannesevangelium

Im Johannesevangelium wird eine Frau besonders beachtet: Maria Magdalena. Gemeinsam mit anderen Frauen geht sie am Ostermorgen zum Grab (Joh 20,1). Als sie den Stein weggewälzt sieht, schaut sie zuerst nicht selbst nach, sondern informiert die beiden wichtigsten Jünger: Petrus und den namentlich nicht bekannten, später mit Johannes identifizierten Lieblingsjünger, den besten Freund Jesu, den idealen Autor des Evangeliums. Nachdem der Evangelist von deren Grabbesuch erzählt hat, richtet er die volle Aufmerksamkeit auf Maria aus Magdala am See Genezareth. In acht Versen wird ein Glaubensdrama inszeniert, das seinesgleichen sucht (Joh 20,11–18).

Im ersten Akt zeichnet Johannes die Frau vor dem Grab stehend –, weil sie den beiden Männern gefolgt ist, um sich selbst ein Bild zu machen (Joh 20,11). Sie weint, weil sie um Jesus trauert. In dieser Trauer kommt ihre Liebe zu Jesus zum Aus-

Weiterführende Literatur:

Robert Vorholt, Das Osterevangelium. Erinnerung und Erzählung (HBS 73), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2013.

Patrick Roth, Magdalena am Grab (Insel-Bücherei), Frankfurt a. Main 2003.

druck, die Johannes allerdings zuvor mit keiner Silbe erwähnt hat. Bei Lukas steht, dass Jesus Maria von sieben bösen Geistern befreit habe, bevor sie ihm aus freien Stücken in Galiläa nachfolgt und ihn mit ihrem Geld unterstützt, wie andere Frauen auch (Lk 8,1–3). Später ist sie mit weiteren Frauen identifiziert worden, insbesondere mit der Sünderin, die Jesus im Haus eines Pharisäers seine Füße küsst und salbt (Lk 7,36–50). Dadurch konnte das Klischee entstehen, die Hure sei zur Heiligen geworden. Das Neue Testament kennt diese Gleichsetzung nicht. Die Trauer Marias hat ihr eigenes Gewicht.

Im zweiten Akt erzählt Johannes, dass Maria sich vorbeugt und – anders als Petrus und der Lieblingsjünger – zwei Engel sieht, von denen einer am Kopf- und einer am Fußende des Totenlagers steht (Joh 20,11–12). Sie fragen Maria, warum sie weine (Joh 20,13) – nicht, weil sie ihre Trauer für überflüssig erklären, sondern weil sie Mitgefühl zeigen wollen. Maria antwortet, indem sie eine Horrorvorstellung von Hinterbliebenen ausdrückt: Ihr ist nicht nur der geliebte Tote genommen worden; das leere Grab lässt sie auch denken, dass der Leichnam weggekommen ist, sodass sie jetzt nicht einmal mehr einen Erinnerungsort für ihre Trauer hat. Eine Frohe Botschaft haben die Engel nicht –, weil es einen besseren Boten für Maria geben wird.

Der dritte Akt steigert die Krise. Weil Maria im leeren Grab nichts Gutes findet, wendet sie sich um – und sieht Jesus, der offenbar von hinten an sie herangetreten ist, in ihrer Nähe stehen, erkennt ihn aber nicht (Joh 20,14). Diese Blindheit ist ein Leitmotiv vieler Erscheinungserzählungen. Der auferstandene Jesus wird nicht erkannt: weil er es ist – und die Jünger alles für möglich halten, nur nicht seine Auferstehung. Jesus wiederholt die Frage, wa-

rum sie weint (Joh 20,15). Aber seine Frage reicht weiter: „Wen suchst du?“ So hatte er seine ersten Jünger gefragt, nachdem er sich ihnen zugewandt hatte: „Was sucht ihr?“ (Joh 1,38). Sie hatten mit der Gegenfrage geantwortet: „Rabbi, wo wohnst du?“, und er hatte sie eingeladen: „Kommt und seht“ (Joh 1,39). Hier ist die Szene östlich verändert. Maria bleibt bei der Vermutung, die ihr die einzig plausible scheint. Sie meint, in Jesus den Gärtner vor sich zu haben, und fragt ihn, ob er den Leichnam weggenommen habe. Näher könnte sie Jesus nicht sein, ferner auch nicht. Sie wird erkennen, was die Auferstehung des Leibes ist und welches Paradies sich ihr und allen, die Gott liebt, auf tun wird. Aber sie braucht die Stimme, die Liebe, die Person Jesu.

Der vierte Akt bringt die Lösung (Joh 20,16), weil Jesus Maria anspricht und sie ihm antwortet. Der Evangelist überliefert keine langen Erklärungen. Er konzentriert sich auf zwei Anreden und zwei Bewegungen. Die Bewegungen: Maria wendet sich ein weiteres Mal um, körperlich und symbolisch; denn Jesus ist im Gehen. Sie folgt ihm mit ihrem Blick. Der Evangelist hat die Bewegung Jesu nicht erzählt; aber sie wird später besprochen: Sie ist das christologische Drama der Auferstehung, dem das Menschliche des Glaubens entspricht, zu dem Maria findet. Die Anrede macht es deutlich: Jesus nennt ihren Namen: „Maria“, sie antwortet: „Rabbuni“, mein Lehrer, mein Meister, mein Vorbild, mein Leben. Dem Evangelisten kommt es auf die Intimität der Szene an. Deshalb erwähnt er, dass Maria Hebräisch spricht: ihre und Jesu Muttersprache. Den Engeln gegenüber hatte sie – höflich – auf Griechisch, so Johannes, von ihrem „Herrn“ gesprochen. Jetzt wird sie persönlich. Dass Jesus sie mit ihrem Namen anspricht, bringt seine Liebe zu ihr zum Ausdruck. Dass sie mit „Rab-

buni“ antwortet, ist mehr als ein hochgestochenes Glaubensbekenntnis: eine Mischung aus Freude und Erleichterung, Erkenntnis und Erinnerung. Der Name steht für die Person: Es ist Maria Magdalena und niemand sonst, die diesen Moment erlebt und in der Begegnung mit Jesus zum Glauben findet, der keine vielen Worte mehr braucht; und es ist der „Rabbuni“, der aufmerksame, der menschenfreundliche, der geliebte, der gottgesandte Lehrer, der Maria als Auferstandener neu begegnet und nun mit ihr die Beziehung neu knüpfen kann, die durch den Tod definitiv beendet schien und durch das leere Grab ohne Zukunft.

Der fünfte Akt: Jesus geht einen großen Schritt weiter und macht Maria zur Apostelin der Apostel. So hat sie spätestens der Kirchenvater Hieronymus genannt, ein herber Frommer, der ein Herz für Frauen hatte. Zuerst markiert Jesus den sensiblen Punkt der Begegnung: „Berühre mich nicht“. Nicht: „Halte mich nicht fest“, so aber die Einheitsübersetzung, als ob Maria Magdalena das könnte. Die Distanz, die Jesus zu ihr aufbaut, drückt genau die unvergleichliche Nähe aus, die er aufgebaut hat. Denn Jesus ist selbst noch an einer empfindlichen Stelle. Er ist erst, wie er Maria begründet, auf dem Weg zu Gott, seinem Vater, der auch der Vater aller Menschen ist – wie diejenigen wissen, die an ihn glauben. Genau genommen begegnet Maria Magdalena also nicht dem Auferstandenen, sondern dem Auferstehenden. Deshalb ist der Moment, die Magdalenensekunde, von der Patrick Roth geschrieben hat, so kostbar: eine einzigartige Begegnung, nicht wiederholbar, nur in diesem Augenblick real, für alle Zeit der Welt der Kairos des Glaubens. Indem sie ihn nicht berührt, erkennt Maria, dass sie es nicht mehr mit dem Irdi-

schen zu tun hat, sondern mit dem, der gestorben ist und im Grab gelegen hat, nun aber aus dem Grab erstanden ist. Dass Maria Jesus seinen Weg zu Gott, dem Vater gehen lässt, von dem er den Jüngern zuvor im Abendmahlssaal erklärt hat, dass er ihn vorangehen werde, um ihnen eine Wohnung im Haus Gottes zu bereiten (Joh 14), ist die Kehrseite des Auftrages, den Jesus ihr gibt. Dieser Auftrag geht nicht aus der österlichen Situation hinaus, sondern in sie hinein: Denn es ist genau das Gehen Jesu, das die Osterbotschaft ausmacht, sein Weg zu Gott, der Wahrheit und Leben schafft (Joh 14,6). Maria wird ihrer Aufgabe gerecht: „Sie geht zu den Jüngern und sagt: ‚Ich habe den Herrn gesehen‘; und was er zu ihr gesagt hat“ (Joh 20,18).

Das jüngste Evangelium führt an den Anfang des Osterevangeliums. Maria Magdalena ist die Zeugin, ohne die es kein Osterzeugnis gäbe. Sie ist Jesus unendlich nahe – und er sendet sie als Erste, die Auferstehung zu verkünden.

Der Autor: *Thomas Söding, geb. 1956, Dr. theol., Professor für Neues Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum, Berater der Glaubenskommission des Deutschen Bischofskonferenz, Vizepräsident des Zentralkomitees deutscher Katholiken. Zuletzt erschienen: Ein Gott für alle. Der Aufbruch zur Weltmission in der Apostelgeschichte, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2020; Der Eine Gott. Perspektiven des Alten und Neuen Testaments (Die Neue Echter-Bibel. Themen 1), Würzburg 2018 (zusammen mit Christoph Dohmen); Gemeinsam zu Gott beten. Eine jüdisch-christliche Auslegung des Vaterunsers, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2018 (Zusammen mit Moshe Navon).; GND 12289328X.*

Das aktuelle theologische Buch

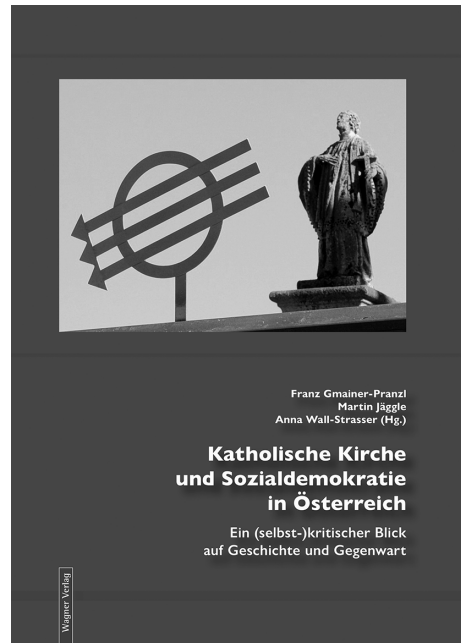
◆ Gmainer-Pranzl, Franz / Jäggle, Martin / Wall-Strasser, Anna (Hg.): *Katholische Kirche und Sozialdemokratie in Österreich. Ein (selbst-)kritischer Blick auf Geschichte und Gegenwart.* Wagner Verlag, Linz 2021. (288) Geb. 28,00 EUR (A). ISBN 978-3-903040-54-0.

War es im späten 19. und 20. Jahrhundert trotz aller Kontroversen und Spannungen möglich, gleichzeitig Christ:in und Sozialist:in zu sein? Oder galt es, sich für eine Seite zu entscheiden? Wie steht es damit heute? Diesen Fragen widmen sich die Autor:innen im vorliegenden Band, wobei sowohl die Konflikte zwischen christlichem und sozialistischem Gedankengut aufgezeigt als auch Gemeinsamkeiten in den Vordergrund geholt werden sollen.

Konfliktpotenzial bot sich in den Beziehungen zwischen Katholischer Kirche und Sozialdemokratie in den vergangenen zwei Jahrhunderten schließlich ausreichend:

- hinsichtlich der Wahl der ‚richtigen‘ Staatsform (Monarchie oder Republik);
- was das gute Leben und den würdigen Tod in der Ablehnung oder Befürwortung von Schwangerschaftsabbruch und Feuerbestattung angeht;
- bezüglich der Bildung und Ausbildung der Jugend in Form des verpflichtenden Religionsunterrichts an staatlich getragenen Volksschulen;
- die Form der Eheschließung betreffend (allein kirchlich oder allein zivil).

Entlang dieser Fragen und Bruchlinien kam es wiederholt zu Kontroversen zwischen beiden Seiten, die sich nicht selten in heftigen Auseinandersetzungen bis hin zum sogenannten Kulturkampf auswuchsen. Die Gründe lokalisiert man im Aufkommen der Sozialdemokratie im Europa des 19. Jahrhunderts als Folge der sich wandelnden Gesellschaft im Zuge der Industriellen Revolution und dem damit einhergehenden Bedeutungsverlust der Katholischen Kirche als Moral und Werte vorgebende Institution im gesamtgesellschaftlichen Kontext.



Im Ergebnis schien es unmöglich zu sein, Christ:in und Sozialist:in in einer Person zu vereinen, beide Seiten zugleich zu vertreten. Und doch präsentiert die Geschichte wiederholt Persönlichkeiten wie etwa Johann Nepomuk Hauser oder Franz Jetzinger, die sich mit ihrem Engagement zum Wohl der Menschen einsetzten – ein Ziel, das von beiden Seiten verfolgt wurde, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Letztendlich überwiegt das Verbindende über das Trennende. Christ:innen können Sozialist:innen sein, auch und gerade weil sie Christ:innen sind. Dabei muss die Basis und die Weltanschauung immer mitberücksichtigt werden.

Der vorliegende Band zeigt anhand der spannenden und spannungsvollen Geschichte der Katholischen Kirche und der Sozialdemokratie in Österreich Höhen und Tiefen der Entwicklung dieser Beziehungen auf und spart nicht mit berechtigter Kritik auf beiden Seiten, stellt Fragen und würdigt mutiges Engagement und gelungene Zusammenarbeit sowohl historisch als auch aktuell.

Entstanden auf der gleichnamigen Tagung vom 04.10.2019 in der Arbeiterkammer Ober-

österreich, leistet die Publikation einen wertvollen und wichtigen Beitrag zur kritischen Auseinandersetzung mit diesem bislang kaum bearbeiteten Thema und öffnet neue Perspektiven auf das Beziehungsgeschehen der vergangenen hundert Jahre. In dieser Weise enthält der erste Teil die Tagungsvorträge, ergänzt um Beiträge von Bischof Manfred Scheuer und Landesrätin Birgit Gerstorfer. Im zweiten Teil werden die Ergebnisse der Workshops vorgestellt, welche das Verhältnis von Katholischer Kirche und Sozialdemokratie in Österreich aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Ergänzt werden diese im dritten Teil um historische Beispiele und systematische Überlegungen, die sowohl Trennendes, Unterscheidendes als auch Verbindendes in den Mittelpunkt rücken. Ein Ausblick im vierten Teil rundet den Band inhaltlich ab, indem er sowohl einen kritischen Blick auf die aktuelle Situation sowie Vorschläge für eine weitergehende gelingende Aufarbeitung der Kontroversen bietet.

Den Auftakt macht Bischof *Manfred Scheuer*, der in seinem Statement beide Seiten als Konkurrenten darstellt, die um den Erhalt ihrer Mitglieder kämpften. Für die beklagenswert hohen Zahlen von Kirchaustritten in den 1920er-Jahren seien jedoch sowohl die Sozialdemokraten mit ihrer gezielt initiierten Kirchaustrittspropaganda als auch die Katholische Kirche, welche Lehre, Moral und Recht bedeutend höher wertete als die soziale Not der Menschen, als Verantwortliche zu sehen (vgl. 16).

Landesrätin *Birgit Gerstorfer* fokussiert vor allem das Verbindende und verweist auf das soziale Engagement der sogenannten Basiskirche – Pfarrer und Ordensleute, vor allem Franziskaner und Ursulinen, die sich für Arme und sozial Benachteiligte einsetzten und so bereits Ideen des Sozialstaates vorwegnahmen (vgl. 32).

In der Folge widmen sich drei Autoren dem Verhältnis von Katholischer Kirche und Sozialdemokratie in Österreich und seinen Ursachen in drei Zeitabschnitten:

Florian Wenninger macht die Wurzeln des Konfliktes bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus. Entstehen und Erstarren von Sozialismus und Arbeiterbewegung wurden von der Katholischen (Amts)Kirche als existenzielle Bedrohung wahrgenommen und als Angriff

auf den gesamtgesellschaftlichen Geltungsanspruch gewertet.

Dieses angespannte Verhältnis verschärfte sich laut *Severin Renoldner* zwischen 1918 und 1938 noch weiter. Dieser nimmt mit dem nächsten Zeitabschnitt den Ersten Weltkrieg und die erste Republik über Austrofaschismus und Nationalsozialismus bis in die Nachkriegszeit in den Blick und stellt fest, wie problematisch sich die Beziehungen während des Ersten Weltkrieges und der folgenden Ersten Republik gestalteten, sich jedoch nach 1945 durchaus friedlicher entwickelten. Dennoch: Erst mit dem Studientag im Mai 1952 in Mariazell und mit der Neubesetzung der SPÖ-Führung 1958 kam es zu einer gewissen Entspannung. Beide Seiten suchten den Dialog (vgl. 90).

Im Anschluss blickt *Karin Schmidlechner* auf die Ära Kreisky und nimmt damit die Zeit der 1970er-Jahre näher in den Blick. Der unter Kardinal Franz König und Bruno Kreisky in den 1960er-Jahren begonnene Dialog wurde fortgesetzt beziehungsweise noch weiter vertieft. Gefordert wurde unter anderem die Umsetzung der bereits nach dem Zweiten Weltkrieg beschlossenen Entflechtung von Kirche und Parteipolitik sowie eine Loslösung der Katholischen Kirche vom bürgerlichen Lager (vgl. 99 f.). Eine weitere Belastungsprobe stellten die Themen Schwangerschaftsabbruch, Ehe- und Familienpolitik sowie die Schulreform für das Verhältnis von Katholischer Kirche und Sozialdemokratie dar.

Der zweite Teil nimmt anhand von Praxisbeispielen Gemeinsamkeiten sowie gelungene Projekte der Zusammenarbeit zwischen Katholischer Kirche und Sozialdemokratie in den Fokus, ohne dabei Schwierigkeiten und Spannungen aus dem Blick zu verlieren:

Hans Gruber und *Anna Wall-Strasser* widmen sich der Geschichte und den Erfahrungen der Katholischen Arbeitnehmer:innenbewegung und den Anfängen der Betriebsseelsorge in Linz. *Elisabeth Feichtinger* zeigt am Beispiel der Organisation ACUS („Arbeitsgemeinschaft Christentum und Sozialdemokratie“), wie gutes Einvernehmen und Partnerschaft zwischen Katholischer Kirche und Sozialdemokratie gelingen kann. Ebenso stehen bei *Christian Öhler* gemeinsame Grundwerte wie das Wohlergehen

aller Menschen im Mittelpunkt. *Matthias B. Lauer* beleuchtet die Geschichte der ACUS und gibt Einblick in die Gründungsphase in den 1960er-Jahren.

Die in den Vorträgen im ersten Teil herausgearbeiteten Bruchlinien zwischen Katholischer Kirche und Sozialdemokratie in Österreich werden in historischen Beiträgen und durch systematische Überlegungen im dritten Teil detaillierter betrachtet. Die Hintergründe werden ausführlicher dargelegt und aus unterschiedlichen Perspektiven beschrieben.

Johann Weissensteiner widmet sich den Berichten der österreichischen Bischöfe der Ersten Republik an Papst Pius XI. und stellt die Kontroversen um Eherecht und Religionsunterricht aus der Sicht von Kardinal Friedrich Gustav Piffl (Wien), Theodor Innitzer (Wien), Johannes Maria Gföllner (Linz), Leopold Schuster (Graz-Seckau), Ferdinand Pawlowski (Graz-Seckau), Adam Hefter (Gurk), Sigismund Waitz (Tirol und Vorarlberg), Johannes Rößler (St. Pölten) und Ignaz Rieder (Salzburg) dar. Stark zunehmende Kirchenaustritte werden dabei ebenso beklagt wie der Anstieg von Feuerbestattungen. In den Beiträgen von *Helmut Wagner* und *Karin Bachschweller* stehen die Biografien eher unbekannter, jedoch engagierter Priester und Politiker wie Johann N. Hauser (Christlich-Soziale Partei) und Franz Jetzinger (bekennender Sozialist) im Mittelpunkt. Ihnen gegenüber oder zeitweilig auch an ihrer Seite werden rote Politiker und Zeitgenossen wie Bruno Kreisky oder Otto Bauer vorgestellt. Politisches und soziales Engagement dieser Menschen brachte ihnen Zuschreibungen wie „außen schwarz und innen rot“ (159), hier angewandt auf Johann N. Hauser, ein. Ihre Biografien lassen durchscheinen, dass es trotz aller Bruchlinien und Gegensätze doch Verbindendes und Gemeinsames zwischen Katholischer Kirche und Sozialdemokratie gab.

Vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg verfolgt *Karl Ramsmaier* Geschichte, Beziehungen und Konfrontationen zwischen Katholischer Kirche und Sozialdemokratie in Steyr, das in Analogie zum „Roten Wien“ zeitweilig als das „Rote Steyr“ bezeichnet wurde (192). Mit der Forderung des Salzburger Katholikentages, der Ortspfarrer möge wieder

Schulinspektor werden, entbrannten erneut Auseinandersetzungen zwischen der Steyrer Arbeiterbevölkerung und den Priestern vor Ort (vgl. 190). Mit dem Wahlsieg von Josef Wokral (Sozialdemokraten) bei den ersten freien Gemeinderatswahlen 1919 wurden die veränderten Machtverhältnisse in Steyr offensichtlich. Die Katholische Kirche fand sich deutlich unterlegen – und damit in einer völlig neuen Situation (vgl. 192).

Den versöhnlichen Gegensätzen im politischen Diskurs zwischen Katholischer Soziallehre und Sozialdemokratie widmet sich *Markus Schlagnitweit* und fordert eine Diskurskultur, welche die vorhandene ideologische Pluralität wahrnimmt und respektiert, die das Gemeinsame sucht, ohne dabei leichtfertig gleichmachend über Unterschiede und Gegensätze in den Werthaltungen hinwegzugehen. Zu lange verdrängte Konfliktlinien würden sowohl auf zwischenmenschlicher als auch auf gesellschaftspolitischer Ebene unerwartet und heftig aufbrechen und somit einer friedlichen und konstruktiven Lösung der Spannungen entgegenstehen (vgl. 212).

Mit der Frage „Wie links ist Jesus?“ spannt *Markus Himmelbauer* den Bogen von biblischen Zuschreibungen zu heutigen Begriffen und fragt nach der Möglichkeit einer „Katholischen Politik“. Dem Motto-Spruch „Siehe, ich mache alles neu!“ (225) nachgehend, zeigt Himmelbauer das revolutionäre Potenzial der Botschaft Jesu auf und vergleicht diese Werte und Haltungen mit den in den aktuellen Parteiprogrammen der ÖVP und SPÖ.

Franz Gmainer-Pranzl geht dem Gegensatz zwischen „Roten“ und Gewerkschaftern auf der einen Seite und „Schwarzen“ und Katholischer Kirche auf der anderen Seite nach. Er verfolgt dessen Ursachen und Auswirkungen von der Ersten Republik bis zu den Echos im politischen Diskurs der zweiten Republik. Dabei werden Lehren aus der Geschichte gezogen, auf Herausforderungen für die Gegenwart hingewiesen und Chancen für die Zukunft benannt. Gmainer-Pranzl fordert eine Kirche, die wieder glaubwürdiges Zeugnis für das Reich Gottes abgibt, sich sachlich am Dialog mit allen Parteien beteiligt und sich den unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen zuwendet (vgl. 264f.).

Alles in allem ist dieser Band ein umfangreiches Werk, welches das von Zerwürfnissen und Reibungen geprägte Verhältnis von Katholischer Kirche und Sozialdemokratie in Österreich entlang der unterschiedlichen Bruchlinien und mit Blick auf bedeutende Persönlichkeiten der jeweiligen Zeit durch die Geschichte bis zu seinem Ursprung exzellent verfolgt. Dabei werden die tiefen Gräben nicht oberflächlich zugedeckt, die unterschiedlichen Ideologien nicht vereinfachend gleichgemacht. Differenzen werden genauso benannt wie Gemeinsamkeiten. Am Ende stellt sich die grundsätzliche Frage, ob sich die im Buch aufgebauten Gegensätze halten lassen. Angesichts der Tatsache, dass sich Teile der Diskrepanzen in der geschicht-

lichen Aufarbeitung an den Beispielen Johann N. Hauser und Franz Jetzinger nicht bestätigen, scheint es hinterfragenswert. Endgültigen Aufschluss können nur weitere Forschungen bieten, für die der vorliegende Band wertvolle Grundlagen und Vorarbeiten geliefert hat, die jetzt weiterzutreiben wären, auch um sie für das heutige Miteinander nutzbar zu machen. Schließlich kann mit Bischof Manfred Scheuer zukunftsweisend festgehalten werden: „Es geht für die Kirche nicht darum, Kulturkriege mit der sie umgebenden Welt zu führen, sondern sich zu bemühen, die Kultur unserer Zeit und die Fragen zu verstehen, die sich die Menschen um sie herum stellen.“ (27)

Linz

Doris Kastner

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes:

Schwerpunktthema: Freude

Andreas Batlogg: Freude bei Papst Franziskus

Daniela Philipp: Humor in der Logotherapie

Johann Hintermaier: Freude und Lachen im Kontext von Predigt und Verkündigung

Paul M. Zulehner: Kann die Kirche wieder Freudenbotin werden?

Bezug der Zeitschrift

In der Bundesrepublik Deutschland Verlag Friedrich Pustet, Gutenbergstraße 8, D 93051 Regensburg,
Tel. +49 (0) 941/92022-0, Fax +49 (0) 941/92022-330, E-Mail: verlag@pustet.de
oder über den Buchhandel

Einzahlung Postgiro Nürnberg: IBAN: DE35 7601 0085 0006 9698 50
BIC: PBNKDEFF
Sparkasse Regensburg: IBAN: DE37 7505 0000 0000 0002 08
BIC: BYLADEM1RBG

In Österreich Theologisch-praktische Quartalschrift
Katholische Privat-Universität, Bethlehemstraße 20, A 4020 Linz,
Tel. +43 (0) 732/784293-4142, Fax -4155, E-Mail: thpq@ku-linz.at oder
Verlag Friedrich Pustet, Gutenbergstraße 8, D 93051 Regensburg (s. o.),
oder über den Buchhandel

Einzahlung Sparkasse Oberösterreich: IBAN: AT06 2032 0186 0000 1211
BIC: ASPKAT2L

Im Ausland Verlag Friedrich Pustet, Gutenbergstraße 8, D 93051 Regensburg (s. o.),
oder über den Buchhandel

In der Schweiz über den Buchhandel oder bei
AVA Verlagsauslieferung AG, Centralweg 16,
CH 8910 Affoltern a. Albis (verlagsservice@ava.ch)

Bezugspreise ab Jahrgang 2020	Jahresabonnement (Print)	Einzelheft (Print)
Bundesrepublik Deutschland, Österreich und Ausland	Euro 38,00	Euro 11,00
Schweiz	CHF 58,50	CHF 18,50
	(digital – ePub / PDF)	(digital – ePub / PDF)
	Euro 34,00	Euro 9,99

Versandkosten werden zusätzlich verrechnet.

Studenten erhalten gegen Studiennachweis Ermäßigung. Der Eintritt in ein Abonnement ist mit jedem Heft möglich. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn bis sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums keine schriftliche Abbestellung erfolgt.

Theologisch-praktische Quartalschrift

ISSN 0040-5663

ISBN 978-3-7917-7404-6

Medieninhaber (Verleger): Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Gutenbergstraße 8, D 93051 Regensburg

Redaktion: Bethlehemstraße 20, A 4020 Linz, Tel. +43 (0) 732/784293-4142, Fax -4155

E-Mail: thpq@ku-linz.at Internet: <http://www.thpq.at>

Herausgeber: Die Professoren und Professorinnen der Fakultät für Theologie der

Katholischen Privat-Universität Linz, Bethlehemstraße 20, A 4020 Linz

Satzerstellung: Mag. Bernhard Kagerer, Ritzing 3, A 4845 Rutzenmoos

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Gutenbergstraße 8, D 93051 Regensburg

Anzeigenverwaltung: Verlag Friedrich Pustet, Gutenbergstraße 8, D 93051 Regensburg

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

Jedes Heft der Theologisch-praktischen Quartalschrift greift aktuelle Schwerpunktthemen auf, versammelt kompetente Autorinnen und Autoren und versucht eine lebendige Verbindung unterschiedlichster Gesichtspunkte aus Religion, Kirche und Gesellschaft zu leisten. Der Rezensionsteil informiert über neueste theologische Literatur.

Einzelhefte können zum Preis von € 11,- beim Verlag bestellt werden. Die ThPQ ist auch als eBook zum Preis von € 9,99 erhältlich.



Weitere Informationen sowie alle Ausgaben unter: thpq.at

Die aktuellen Themen:

GESUNDHEIT – BEGRIFF, PHÄNOMEN, KONSTRUKT. Heft 1/2022.

ISBN 978-3-7917-3339-5

Matthias Beck: Mehrdimensionalität von Gesundheit und Krankheit ♦ Klara Antonia Csiszar: Wohlauf – existenzanalytische Zugänge ♦ Dirk Lanzerath: Gesundheit und Krankheit als normative Begriffe sozialer Praxen ♦ Manfred Prisching: Die Inszenierung von Gesundheit ♦ Thomas Staubli: Gesundheit in der Hebräischen Bibel ♦ Michael Quisinsky: Priester in Poitier ♦ Katja Winkler: Katholisch-soziale Ideen im Wandel.

NAHE BEI DEN MENSCHEN. Heft 4/2021. ISBN 978-3-7917-3233-6

Katja Boehme: Sakramentalität der Laien ♦ Stefanie Hinterleitner: #TeamNächstenliebe ♦ Ralph Rebholz: „Mittendrin“ ♦ Gabriele Sonnleitner: magdas HOTEL in Wien ♦ Herbert Haslinger: Diakonisch Kirche sein ♦ Jürgen Werbick: Für eine menschenfreundliche Kirche ♦ Sabine Demel: Kirchenrecht nahe bei den Menschen ♦ Christian Spieß / Katja Winkler: „Nähe zu den Menschen“ als theologisch-sozialethische Programmatik bei Papst Franziskus? ♦ Pedrag Bukovec: Das Hochgebet für Gehörlose.

LEBEN MIT DER KRISE. Heft 3/2021. ISBN 978-3-7917-3232-9

KIRCHE PLURAL. Heft 2/2021. ISBN 978-3-7917-3231-2

Die nächste Ausgabe erscheint im Juli:

FREUDE. Heft 3/2022. ISBN 978-3-7917-3341-8



Verlag Friedrich Pustet
Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. +49 941 / 92022-0
Fax +49 941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

Theorie und Praxis



Marianne Heimbach-Steins /
Michelle Becka / Johannes J.
Frühbauer / Gerhard Kruij (Hg.)

CHRISTLICHE SOZIALETHIK

**Grundlagen – Kontexte – Themen
Ein Lehr- und Studienbuch**

528 Seiten, kartoniert
ISBN 978-3-7917-3322-7
€ (D) 29,95 / € (A) 30,40
auch als eBook

Eine umfassende Einführung in die Christliche Sozialethik als theologisches Fach.

Das neue Lehr- und Studienbuch führt in Denkweisen, Argumentationsmuster und Themen Christlicher Sozialethik ein: Ethisch-normative Leitideen und ihre Begründungen werden zeitgemäß reformuliert und auf neue Fragestellungen bezogen. Anstelle einzelner Bereichsethiken werden die epochalen Herausforderungen einer Sozialethik für das 21. Jahrhundert in einem innovativen Konzept vorgestellt: Politik, Wirtschaft, Technik, Ökologie, Religion und Kultur werden als ethisch relevante Kontexte skizziert und wichtige Themen in elf Handlungsfeldern (Arbeit, Bildung, Frieden, Gesundheit, Migration, Weltarmut u. a.) ausgewiesen.

Das Werk richtet sich an Studierende und Lehrende der Theologie, der Gesellschaftswissenschaften und der Philosophie, an Lehrer*innen sowie Multiplikator*innen in der Bildungsarbeit.

VERLAG FRIEDRICH PUSTET

ISBN 978-3-7917-7404-6



WWW.VERLAG-PUSTET.DE